



Oliver Uschmann
Sylvia Witt

LOG OUT!

Roman

script 5

Oliver Uschmann
Sylvia Witt

LOG OUT!

Roman

Unverkäufliche Leseprobe

script 5

Oliver Uschmann/Sylvia Witt: LOG OUT!
Klappenbroschur, 344 Seiten, Format 14.0 x 21.5 cm
ISBN 978-3-8390-0129-5
€ 12.95 (D), € 13.40 (A), CHF 18.90
September 2012

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© für die deutsche Erstausgabe 2012 script5
script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

www.script5.de

Mein Telefon klingelt. Ich habe mich daran gewöhnt, mitten in der Wildnis mit einem Computer zu hantieren, aber wenn das Handy schreit, schrecke ich jedes Mal auf wie ein Luchs.

»Planbaum?«

»Guten Tag, Herr Planbaum!«, sagt ein Mann und sein Tonfall klingt so, als würde er in einer weiten Badehose, eine Hand am Segel, auf seinen Worten zu mir an den Strand surfen. »Ich bin der Dölz und ich moderiere die Sendung *Querköpfe* bei Radio Powerplay.«

»Aha«, sage ich und Herr Dölz scheint etwas irritiert. Sein Surfbrett ist auf Grund gelaufen. »Kennen Sie uns nicht? Powerplay?« Ich sollte wohl. Ich sage: »Ich höre kein Radio.«

»Natürlich nicht«, lacht Herr Dölz und springt wieder auf. Er paddelt ins Wasser, geht auf dem Brett in die Hocke und kriecht schnell die erste Welle. »Sie sind ja Überlebenskünstler, Sie haben Wichtigeres zu tun als die Nummer eins der jungen Sender zu hören.« Herr Dölz steht auf dem Brett. Das Segel bläht. Er sagt: »Die Talkshow ist live im Radio und live vor Publikum. Wir übertragen aus einer Kultkneipe in unserer geliebten Metropole. Vier mal fünf Minuten Gespräch, dazwischen Musik von DJ Lassiter. Reichweite zwei bis drei Millionen Hörerinnen und Hörer! Im Publikum sind mehr Hörerinnen, falls Sie das motiviert.« Herr Dölz lacht und macht einen halben Salto auf seiner Welle. »Wir machen die Anfragen üblicherweise immer ein bis drei Monate vorher, aber wir hätten dich gerne schon in der Sendung von übermorgen, Paul! Ich darf dich doch duzen, oder? Ich bin der Dölz!« Während der Dölz plappert, muss ich daran denken, was Sonja mir über ihren Beruf im Callcenter schreibt. Lass den Kunden nie zum Denken kommen. Ertränke ihn in einem Schwall aus Worten. Der Dölz schafft das ganz gut, denn ich kann kaum einen klaren Gedanken fassen, wenn er spricht. Alle klaren Gedanken sind in einer Box mit Holzwolle eingelagert und ich wüh-

le in dem kratzigen Chaos herum, bis ich einen zu greifen kriege. Ich sage: »Warum schon übermorgen? Ist Ihnen der Top-Gast abgesprungen und ich bin die Notlösung?«

»Nein!«, ruft der Dölz über den ganzen Strand und winkt mit seinem weißen Lächeln, sodass alle es sehen, »wir schieben den geplanten Gast in die nächste Sendung und ziehen dich vor, wenn du zusagst! Du bist gerade einfach angesagt, Paul! Meine Redakteurin liest gestern den Blog über Haustiere und Wildtiere und sagt: Den Typen brauchen wir *jetzt* im Studio!«

»Können Sie nicht einfach herkommen?«, frage ich. »Zu mir in den Wald? Eine Live-Schaltung in den Busch?«

Der Dölz strauchelt ein wenig auf dem Wasser, kann sein Segel aber noch halten. »Weißt du, wer der geplante Gast ist, den wir für dich schieben wollen, Paul?«

»Nö.«

»Bülent Ceylan!«

»Wer ist das jetzt?«

Der Dölz plumpst von seinem Brett. Damit hat er nicht gerechnet. Er schluckt Wasser und röchelt. Ein Rieselärm. Selbst am Strand, im Hintergrund, höre ich Tumulte. Eine Frau ruft: »*Das weiß er nicht???*« Es ist, als hätte ich offenbart, immer noch an die Erde als Scheibe zu glauben. »Du willst mir sagen, der coolste Sensationstyp seit es Comedy gibt, ist dir nicht bekannt?«

»Ich gucke auch kein Fernsehen«, antworte ich. Der Dölz und seine Strandcrew tuscheln. »Du bist ja wohl die geilste Sau, die es gibt«, sagt er. »Jetzt musst du erst recht in die Sendung kommen.«

»Ich überleg's mir, okay?«, sage ich. Eine Schabe krabbelt an meinem Knöchel. »Ja, überleg's dir«, lacht der Dölz. Er betont das »überleg's« auf komische Art. So, als sei es nur eine Laune von mir als Künstler und am Ende käme ich ja sowieso in seine Show. »Aber wir brauchen bis heute Abend Antwort«, sagt er, »sonst können wir die Werbung nicht mehr rechtzeitig umstellen.«

»Ja, ja«, sage ich und höre förmlich, wie der Dölz den Kopf schüttelt. So, wie Fußballtrainer es tun, wenn ihr Star ein abgezocktes Tor gemacht hat, obwohl er vorher neunundachtzig Minuten mies spielte. So nach dem Motto: Dieser Typ, echt ...

»Du geile Sau«, sagt der Dölz noch mal und legt auf. Die sind alle bekloppt. Ich verstaue das Telefon. Vier Stiefel stehen vor mir. Ich folge den dazugehörigen Beinen, Hüften, Torsos und Hälsen bis zu den Gesichtern. Ein Förster und sein Lehrling. »Guten Tag, Eberlein, mein Name«, sagt der Förster und deutet auf meine Sachen. »Sie müssen aus dem Wald raus.« Sein Lehrling funkelt mich misstrauisch an. »Nicht schon wieder«, sage ich.

»Sie gehen ganz schnell freiwillig, wenn ich Ihnen verrate, warum«, sagt Förster Eberlein. Sein Lehrling prüft mit den Augen mein Zeug, als suche er nach Zeichen für Verrat. Er ist siebzehn, achtzehn Jahre jung. Vielleicht liest er meinen Blog und hätte es gern, wenn ich heimlich Ravioli-Dosen mit mir führte. Sein Chef fügt hinzu: »Sie gehen noch schneller, wenn ich Ihnen sage, dass womöglich der ganze Autohof da oben geschlossen wird, bis wir das Problem gelöst haben.«

»Was für ein Problem denn?«, frage ich und ziehe mir endlich den Rindenfitzel aus den Zehen, der da seit Stunden hängt. Man kommt ja zu nichts. »In diesem Wald«, sagt Herr Eberlein und macht eine dramatische Pause, in welcher er schwer den Finger hebt, »sind Wölfe gesichtet worden.« Ich brauche einen Moment, bis ich begreife, was er sagt. Dann lache ich.

»Dreiundsechzig Wölfe sind in Deutschland bereits wieder nachgewiesen«, betont Eberlein, »vor allem in den ostdeutschen Wäldern. Aber Wolfsrudel wandern. Und jetzt ist es so weit, dass sie auch hier ...« Ich hebe die Hand, hole Luft und unterbreche ihn, die Lachtränen in den Augen. »Stopp, stopp, stopp! Das war ich! Ich bin der Wolf.«

»Ja, sicher«, zischt der Lehrling, »du bist Jacob Black.« Sein

Chef legt ihm die Hand auf den Unterarm und sagt: »Sie sind der Wolf?«

»Ja. Ich habe vorletzte Nacht hier rumgeheult. Aus Spaß!«

»Rumgeheult?«

»Ja, wie ein Wolf. Am Telefon. Mit meiner Freundin. Man kann doch wohl mal einen Jux machen?« Ich habe gerade »Freundin« gesagt. Das kam einfach so. Wie ausatmen. Förster Eberlein lässt den Unterarm seines Lehrlings los und bekommt plötzlich ganz dunkle Augen. Es ist, als hätte ein Windstoß die Freundlichkeit aus seinem Gesicht geweht.

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagt er jetzt und sein Lehrling lächelt versonnen. »Sie sind der neue Star des Internet. Mein junger Kollege hier hat es mir erzählt.«

»Was hat denn das mit der Wolfssache zu tun?«

Eberlein hebt erneut den Finger. Alle fünf davon. Die Hand. Den baumstammgroßen Arm. »Ich lasse mich nicht verarschen.«

»Ich verspreche, ich heule nicht mehr nachts«, sage ich, aber das reicht ihm nicht. Der Baumstammarm bleibt oben: »Sie wollen trotz der Wolfsmeldung in diesem Wald bleiben, damit Sie später einen Artikel schreiben können. Leute, seht her, wie mutig ich bin! Ich bin der, der mit dem Wolf tanzt! Aber ...« Eberlein macht einen Schritt nach vorne und ich weiche instinktiv zurück. Ich hasse das. Diese Angst, sobald ein Mann älter und lauter ist als ich. Oder zumindest von einem Aussehen, das auf Schützenfeste statt auf Schaumpartys schließen lässt. Der Lehrling hat bemerkt, dass ich mich einschüchtern lasse. Ich sehe in seinem Gesicht, wie er es genießt. »Wenn Sie noch einmal behaupten, Sie selbst seien der Wolf, dann kann ich für nichts garantieren!« Eberlein brüllt das »nichts« in seinem Satz wie ein Halali bei der Hasenjagd. Er lässt mich nicht mehr zu Wort kommen. »Ich verstehe die jungen Leute nicht!«, sagt er. »Sie haben keinen Respekt vor dem Leben oder dem Tod. Sie sind tatsächlich bereit, Ihre

Gesundheit aufs Spiel zu setzen für das bisschen Berühmtheit im Internet. Und was kommt dann? Gehen Sie dann ins Dschungelcamp als C-Promi?«

Noch so einer, denke ich.

Noch so einer, der mir erzählt, ich wüsste nichts vom Leben und vom Tod und ich hätte es nie schwer gehabt. Noch so einer, der denkt, ich hätte Zucker im Arsch statt Steine im Hals. Und noch so einer, der denkt, ich spiele hier nur. Ich ziehe mein Handy aus der Tasche, kaue auf den Innenseiten meiner Wangen herum, wähle die Nummer des Radiomoderators aus meinem Anrufprotokoll und schalte den Lautsprecher ein, als er abhebt.

»Hallo, Paul, das ging ja schnell!«

»Spreche ich da mit dem Dölz?«, frage ich. »Von Radio Powerplay?«

»Das weißt du doch, du geile Sau!«, grölt der Dölz und der Lehrling wird weiß im Gesicht. Der Sender scheint wirklich populär zu sein. Ich sage: »Also, ich wiederhole noch mal. Eigentlich ist übermorgen bei euch Bülent Ceylan in der Show, aber wenn ich jetzt noch zusage, nehmt ihr mich?«

»So ist das!«, sagt der Dölz und jetzt kapiert auch der Förster, was los ist. Dieser Ceylan scheint also tatsächlich berühmt zu sein. Zum Glück habe ich mir diesen Namen gemerkt. Des Försters großer Finger schrumpft. Von wegen C-Promi und Dschungelcamp! »Dann sage ich hiermit zu«, verkünde ich und betone, damit der Förster nicht denkt, der A-Promi lasse sich heimlich in Limousinen kutschieren: »Und ich komme selbstverständlich zu Fuß, wie es sich für ein Wildtier gehört!«

»Das musst du aber nicht«, sagt der Dölz. Ich unterbreche ihn. »Aber natürlich! Was ich hier mache, ist echt. Ich bin von euch und dieser Übertragungskneipe, ich schätze mal, sechzig Kilometer entfernt. Das sind zwei Tagesmärsche. Ich komme mit dem Rucksack auf den Schultern in die Sendung gelaufen!«

»Fantastisch!«, sagt der Dözl.

»Ich gehe sofort los«, sage ich und lege auf.

Der Lehrling tötet mich mit seinen Blicken. Der Förster beobachtet still, wie ich zu packen beginne. Als seien die zwei bloß lästige Störenfriede, sage ich, einen Blick über meine Schulter werfend: »Was ist? Müsst ihr keinen Wolf jagen?«

Auf unseren Rucksackreisen lebten Benjamin und ich wie die Hamster. Nachts aktiv und tagsüber am Dösen. Oder im Wasser mit dem schwimmenden Biertablett. Benny sagte immer: »Eis ist am schönsten mit heißer Soße. Und Hitze ist am schönsten mit Schatten.« Von elf Uhr vormittags bis sieben Uhr abends lagen wir unter Baumkronen und beobachteten, wie das Licht im Blätterrauschen glitzerte. Das sollte ich jetzt auch tun, aber ich kann nicht. Ich bin nicht in den Ferien, sondern auf dem Weg zu einer Radioshow – zu Fuß, mit Marschgepäck auf dem Rücken. Die Hitze steht den Sommertagen in Frankreich in nichts nach. Es ist so schwül, dass ich mich durch die Luft wie durch heiße Zuckerröhre drücke. Alles klebt. Ich stinke süßsauer nach Schweiß. Ich habe fünfzehn Kilometer geschafft und schlepe mich gerade durch ein Wohnviertel. Ein Laternenmast ist hüfthoch mit Heckenrosen umpflanzt. Ein Schild mit einer Muschel darauf ist daran angebracht. Es weht kein Wind. Nicht der Hauch einer Brise. Meine Wasserflaschen sind leer. Ich schwitze in den Schritt, die Unterhose verwächst mit der Haut, als faulte ich zwischen den Beinen. Ein schmaler Weg zwischen zwei Wohnhäusern gibt einen Meter Blick auf die Parallelstraße frei. Für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich einen Radfahrer an diesem Wegschlitz vorbeirasen. Junger Mann, groß, Arme lang wie Zeltstangen und ein wilder Blondschoopf. Das war Benjamin! Ich renne los und haste durch die private Gasse. Feuchte Dunkelheit umgibt mich für einen Moment. Alte Gartengeräte stehen angelehnt und ver-

wachsen mit dem Klinker. Ich stürze aus dem Schlitz und sehe links und rechts die Straße hinab. Der Radfahrer ist weg. Ich atme schwer. Schweiß rinnt über meine Stirn und meinen Rücken. Die Hitze drückt meine Augen zu. Man sagt, ein Sonnenstich kann Halluzinationen hervorrufen. Ich schlepe mich weiter. Ein paar Minuten später höre ich hinter hohen Hecken den Wasserfall eines Teiches. Ich suche den Eingang.

Libellen schwirren herum. Der Wasserfall plätschert über braunen Granitstein. Ich werfe einen Blick auf das Haus. Das Wohnzimmer hat große Erkerfenster. Es ist niemand zu sehen. Wasser ist lebensnotwendig. Hygiene auch. Ich halluziniere. Wenn ich jetzt dieses Gelände betrete, mache ich das nicht, weil ich ein Haustier bin, sondern weil es überlebensnotwendig ist. Ich bin ein Wildtier und ein Wildtier darf kein Wasserloch auslassen. Ich schleiche in den Garten und lege meinen Rucksack ab. Der Teich ist umrahmt von geschwungenen Wegen aus feinem weißem Kies. An einer Stelle guckt störend ein Stück Lichtkabel heraus. Das Ufer ist ein großer Rand aus Rheinkies, das Innere des Gewässers mehrstufig angelegt, unten im Zentrum mit Natursteinplatten. Der Wasserfall speist sich aus einem Staubecken in einem mit asiatischem Ahorn bepflanzten Hügel. Im Wasser schweben Reste von Grünalgen mit kleinen dünnen Stäbchen dazwischen, die wie starre Würmer aussehen. Es ist Fischeis. Sie und die Hitze des Sommers lassen Algen immer wuchern, egal wie gut der Pumpenfilter ist. Fischeis sollte ich nicht trinken. An der Hauswand kommt ein Wasserhahn. Im Rasen steckt eine Wäschespinne. Ich fülle meine Trinkwasservorräte am Hahn, ziehe mich bis auf die Unterhose aus und hänge die Sachen über die Spinne. Die Berberitzenhecke ist hoch und dicht. Außerdem ist hier wohl niemand zu Hause, also was soll's? Warum lasse ich die Unterhose an? Ich ziehe sie aus, werfe sie auf den Kies und steige langsam in den Teich. Ich weiß, wo ich hintreten muss, damit die

Steinverkleidung nicht wie ein Erdbeben auf den Grund sinkt. Ich kenne solche Teiche, weil ich Vater manchmal dabei helfe, sie anzulegen. Die Goldfische und Elritzen huschen aufgeregt um meine Beine herum. In meinen Haaren bleiben die Fischhäufchen hängen. Trotzdem ist das kühle Wasser ein Genuss. Ich habe seit Ewigkeiten nicht geduscht. Ich hocke mich mit breiten Beinen vor den Wasserfall, halte meinen Schwanz in das fließende Nass, ziehe die Vorhaut zurück und stöhne laut, weil es so guttut. Ich stöhne und grunze und schließlich schreit eine Frau. Ich wirbele herum, stoße nun doch eine Menge Steine gen Grund und lege die liebevoll versteckte Pumpe frei. Was muss das für ein Bild sein für die Dame des Hauses? Ein nackter Mann vorm Wasserfall, glühend von der Tageshitze und mit tropfendem Geschlechtsteil.

»Die Pumpe!«, schreit sie und ich frage mich für eine Sekunde, ob sie das Gerät oder meinen Penis meint. Sie meint das Gerät. Die Hände an den Schläfen geht sie mit knisternden Schritten über den Kies und starrt auf die große, schwarze, brummende Oase 8000. Das Gerät war wirklich gut versteckt. Man sah keinen Millimeter des Gehäuses oder des Schlauches.

»Wissen Sie, was für eine Fitzelarbeit es war, das Ding zu verkleiden? Das Mosaik im Petersdom ist mal eben locker hingestreut dagegen!« Ich ziehe beschämt den Fuß ein, der das Kunstwerk zerstört hat. Die Frau senkt den Kopf, schließt die Augen und hält einen Augenblick lang mit Daumen und Zeigefinger ihr Nasenbein fest. »Was machen Sie überhaupt nackt in unserem Teich?« Mein Blick geht zu meinen Klamotten auf der Wäschespinne. Sie folgt ihm. Ich will aufstehen. »Nein!«, befiehlt die Frau so entschlossen, als seien ihre Worte Skulpturen aus Carrara-Marmor, die aus dem Himmel in die Landschaft fallen. »Nicht bewegen! Luft anhalten!« Ich bewege mich nicht und halte die Luft an.

Die Frau nimmt mit spitzen Fingern meine Unterhose vom Weg und das T-Shirt von der Leine. »Vorsichtig anziehen!«, sagt sie und wirft die Klamotten ans Ufer des Teichs. Ich ziehe mich im Wasser vorsichtig an. »Über den Hügel rausklettern. Nicht über den Rand.« Ich klettere über den Hügel raus, mit dem Bauch zuerst. Würdelos krieche ich durch die Pflanzen. Bevor die Frau schimpfen kann, weil ich ihren Pflanzhügel in Unordnung gebracht habe, drehe ich mich um und bringe mit geübten Fingern alles wieder in Form.

»Ich habe Sie doch schon mal irgendwo gesehen«, sagt die Frau. Sie lehnt sich ein Stück nach hinten, als könne sie mich nur so ganz in den Blick bekommen. »Sie saßen auf dem Jeep bei der Firma Planbaum, als ich mich beschwert habe.«

Ich blicke von meiner botanischen Arbeit auf. Mein Sack stiehlt sich links aus der großen Boxershorts. Ich schiebe ihn dezent zurück. In der Tat: Das ist die Dame mit dem Audi, die Stephan an dem Abend angepflaumt hat, als ich vom Flughafen wiederkam. Ich erinnere mich an ihren Namen: Frau Daems. »Ich bin der Sohn«, sage ich kleinlaut.

»Das ist ja eine unfassbare Unverschämtheit!«, schimpft Frau Daems und die Carrara-Marmorblöcke verwandeln sich in böse Steinkrieger. Sie betritt den Kiesweg und legt mit der Fußspitze die Lichtkabel frei. Sie ringeln sich tatsächlich einfach unverkleidet unter den Steinen. »Ich komme nächste Woche!«, sagt sie. »Das höre ich jetzt seit ein paar Wochen von Ihrem Kollegen. Ja, und jetzt kommt endlich mal einer und was macht der? Er wäscht sich sein Genital unter meinem Wasserfall und zerstört dabei meine selbst gebaute Pumpenverkleidung!« Ihre Stimme wird schrill. Die Steinkrieger ziehen Schwerter und Morgensterne wie die Schachfiguren bei *Harry Potter*. »Das ist nämlich genau die Einstellung, die ihr Fachleute alle habt!« Frau Daems zeigt über die Hecke nach Norden und die Steinkrieger drehen die Köpfe.

»Ihr denkt, das ist schließlich eure Baustelle und auf der Baustelle dürft ihr machen, was ihr wollt.«

»Aber ...«, wispere ich. Die Steinkrieger schnellen herum und richten ihre Klingen auf mich, sodass ich verstumme. Zu den Klingen gesellt sich der Zeigefinger der Frau: »Und Sie glauben, Sie haben jetzt lebenslanges Baderecht in diesem Teich? So macht ihr das, oder? Wenn die Leute nicht da sind, fahrt ihr in die Gärten, die ihr gestaltet habt, werft euch nackt ins Wasser und feiert eine Grillparty.«

»Nein, so ist ...«

»Ich rufe Ihren Vater an und dann werden wir ja sehen.« Sie zieht ihr Handy aus der Tasche und durchsucht das Adressbuch: »Petric, Piper ... hier, Planbaum.«

»Aber ...« Sie wählt. Die Steinkrieger deuten mir, ich möge still halten. Im Handy knistert es. »Herr Planbaum?«

(...)

»Was? Ich kann Sie nicht verstehen!«

(...)

»Ihr Sohn sitzt nackt in meinem Teich!«

(...)

»Was? Nein, nicht *gleich*. Teich! Nein, Sie müssen auch gar nicht vorbeikommen.«

(...)

»Was? Orleans? Ich verstehe Sie nicht. Wo sind Sie?«

Der Ton im Lautsprecher verstummt. Frau Daems hält das Telefon vor sich, wählt erneut, hört eine Ansage und sieht mich an, als wäre ich jetzt auch noch daran schuld. »Alle!«, sagt sie. »Ich glaube, es hackt! Der sagt mir, mein Guthaben wäre aufgebraucht! Ich hatte hundertfünfzig Euro aufgeladen! Ich habe doch bloß ein paar Sekunden gesprochen.«

»Ja«, sage ich, »mit Borneo.«

»Was?«

»Sie haben mit Borneo gesprochen.«

Jetzt ist sie baff. Die Steinkrieger diskutieren planlos miteinander. »Mein Vater ist ein halbes Jahr auf Bildungsreise im Dschungel. Sie haben ihn wahrscheinlich gerade zwischen lauter kiekenden Makaken erwischt.«

Sie schluckt, sieht zu den Steinkriegern, nimmt meine Sachen von der Leine, stapft zum Ausgang ihres Geländes und wirft den Wäscheberg in hohem Bogen auf die Straße. »Raus hier!«, brüllt sie und ich nehme meinen Rucksack. »Mach ganz schnell die Fliege, Junge!« Eine Nachbarin kommt mit dem Hund vorbei. Frau Daems wird rot. Da stehe ich, ein junger Naturbursche in Boxershorts, meine Wäsche rund um mich ausgebreitet. Es sieht aus, als hätte ich mit der Frau eine Affäre gehabt und nun setzt sie mich auf die Straße, bevor ihr Mann nach Hause kommt. Der Gedanke amüsiert mich und weitet meine Brust. Mit einem genüsslichen Grinsen auf den Lippen sammle ich meine Sachen auf, grüße die Gassigeherin und setze meine Wanderung in der Hitze fort.

Nach vier Kilometern mache ich Pause auf einer Bank. Das Holz ist heiß. Das Messingschild mit der Aufschrift »Gespundet von der Familie Hubert« glüht wie ein Brenneisen. Da ich nichts zu essen finde, schalte ich meinen Laptop ein, um wenigstens Informationen zu mir zu nehmen. Robin Piller schreibt mir eine Mail mit dem Betreff *ESO-MASKOTTCHEN*??? in Großbuchstaben.

24.06. // 10:34

Hallo Paul!

Als Medienprofi muss ich dir sagen, dass es sehr suboptimal ist, dich als Maskottchen für diese obskure Eso-Partei zur Verfügung zu stellen. Die Leute assoziieren

dich auch mit uns, weil wir dich fördern und jetzt ist es nur noch ein Zwischenschritt von *First Mover* zu *Die Türkisen*. Das kostet uns Glaubwürdigkeit und Glaubwürdigkeit ist in unserer Branche wichtiger als Geldkapital! Ich sage dir das ganz offen, auch für zukünftige Unternehmungen.

Ich habe gerade gelesen, dass du bei dem Dölz im Radio auftrittst. Das wiederum ist spitze! Das sind die Verbindungen, welche die Leute ziehen sollen! Aber diese Karma-Freaks? Hast du das überhaupt autorisiert?

Robin sendet den Link zu einer Pressemitteilung mit. Sie wurde heute Morgen von der Partei *Die Türkisen* herausgegeben, einer Splittergruppe, die jedes Jahr zu den Wahlen antritt und dabei 0,2 % erreicht.

P R E S S E M I T T E I L U N G

Die Türkisen

Spirituelles Survival

Fürth, 24.06.2012

»Die Schöpfung entspringt einer geistigen Quelle. Jedes Blatt und jeder Borkenkäfer ist eine Manifestation des Ursprungs.« Das sagt nicht etwa der Räucherstäbchenguru aus dem Eine-Welt-Laden um die Ecke – das sagt der junge Blogger und Survivalkünstler Paul Planbaum.

Der Neunzehnjährige wandert derzeit mit dem Experiment *Hundert Tage ohne Geld* durch unsere Wälder und Städte und ließ sich ein paar Kilometer seines Weges begleiten. In einem Interview mit dem parteinahen Magazin *Lichtblicke*

bekannt sich der handfeste Abenteurer zu einem spirituellen Weltbild. »Alles ist mit allem verbunden, entsprungen aus und verbunden durch den universellen Geist.« Sein Experiment freiwilliger Selbstbeschränkung und Armut ist für ihn »der Versuch, sich als Mensch von der Anhaftung an das Vergängliche zu befreien, um das Ewige und Eine wieder sehen zu lernen.«

Unglaublich.

Diese Annemarie hat jede Frage, die sie mir gestellt hat und auf die ich nur mit einem halbherzigen Brummen reagierte, zu meinen »Antworten« umgeformt. Sie hatte mir gegenüber nicht einmal erwähnt, dass *Lichtblicke* das Hausblatt einer Esoterikpartei ist. Jetzt begreife ich zum ersten Mal, was »in den Mund legen« bedeutet. Ich schwitze. Die Sonne steht zu hoch, als dass ich vernünftig weiterlesen könnte. Niemand erfindet den blindfreien Laptopmonitor. Ich habe Hunger. Noch achtundvierzig Kilometer liegen vor mir bis zur großen Metropole mit dem Club und der Radioshow. In ungefähr fünfzehn erreiche ich unsere benachbarte Kleinstadt. Sie wäre ein guter Zwischenstopp. Einmal ausgiebig schlafen und dann die zweite Etappe angehen. Aber fünfzehn Kilometer wollen erst mal hinter sich gebracht werden. Ich schreibe eine kurze Mail an Sonja, dass ich morgen Abend in der berühmten Radioshow *Querköpfe* dabei sein werde und diesen Bülent Ceylan ausgestochen habe. Es fühlt sich komisch an, das zu schreiben, wenn man gerade nackt aus Verzweiflung in einen Teich gestiegen ist. Ich trinke meine erste Wasserflasche leer, rupfe einen Löwenzahn aus der Erde neben der Bank, esse ihn komplett auf und gehe weiter.

Immer noch acht Kilometer bis in die Stadt. Alles tut weh. Mücken stechen mir in jede freie Hautstelle. Mein Blick klebt an

Nebensächlichkeiten. Manchmal bleibt er minutenlang in den Fugen einer Mauer stecken oder im Schriftzug eines Supermarktes, in dem ich nicht einkaufen darf. Die Kilometer, die seit meiner kurzen Pause auf der Bank hinter mir liegen, waren grauenvoll. Fehlende Fußwege, laute Autos und sich endlos ziehende Straßen. Der Schweiß in meinen Socken wurde zu Salzsäure, also zog ich die Schuhe aus und lief barfuß weiter. Man spürt irgendwann nichts mehr und gerät in eine Trance. Jetzt schlepe ich mich durch ein Wohngebiet. Schritt für Schritt. In einem paradiesisch großen Vorgarten sitzt ein Ehepaar und trennt mit kleinen Gabeln zwischen wuselnden Wespen hindurch saftige Stücke von einer Schokoladentorte ab. Aus weißen Porzellantassen dampft Kaffee. In einer Karaffe schwimmen Fruchtfleischfetzen in kühler, selbst gemachter Limonade. Ein getöpftes Schild zeigt neben dem Gartentor die Namen an: Bernhard und Angelika Riether. »Junger Mann!«, ruft Bernhard Riether, steht von seiner Tafel auf und kommt zu mir an den Gartenzaun. »Du siehst erschöpft aus. Willst du auf deiner Wanderung nicht eine Rast machen?« Ich höre kaum, was der Mann sagt, da es so unwahrscheinlich klingt. Mit einem putzigen Quietschen öffnet er sein Gartentörchen und lässt mich ein. Zwischen sauber gestalteten Beeten mit Kräutern und farblich abgestimmten Blühpflanzen werde ich zum Tisch geleitet. Herr Riether hilft mir, den Rucksack abzusetzen. Seine Frau lächelt wie eine Ordensschwester. Sie schenkt mir Kaffee und Limo ein und schneidet ein großes Stück Torte ab. »Ich bin die Angelika, das ist der Bernhard. Wir finden fantastisch, was du machst«, sagt sie, während ich dem Messer auf seinem Weg durch die saftige Sahneschnitte folge. »Diese Erfahrung ist wichtig«, pflichtet ihr Bernhard bei, setzt sich und lässt seinen Arm über den Stuhl baumeln, damit ein schwarzweißer Kater sein Köpfchen daran reiben kann. »Wie lange bist du heute schon unterwegs?«, fragt Angelika. »Gute zwanzig Kilo-

meter«, sage ich und meine Stimme klingt brüchig. Ich trinke einen Schluck Limonade. Sie ist göttlich. Meine Hand zittert, als ich mir das erste Stück Schokotorte zum Mund führe. Die Torte ist geschenkt. Ich darf sie essen. Trotzdem schaue ich über den Gartenzaun, ob uns jemand beobachtet. Nicht jeder meiner Fans interpretiert die Regeln auf gleiche Weise. Diese beiden allerdings gönnen mir ihre Zuckergabe. Sie sind offensichtlich Leser meines Blogs und haben nachgesehen, dass ich heute hier vorbeikomme. Ihre Handys liegen neben Serviettenringen auf dem Tisch. »Zwanzig Kilometer«, sagt Bernhard. »Und das in dieser Affenhitze.«

»Und dann noch barfuß«, bemerkt Angelika.

»Barfuß ist man näher an Gott«, sage ich.

Angelika nickt. »Man berührt den Mutterboden.«

Der Schokoladenkuchen lässt mich aufstöhnen. Ich räuspere mich. »Der Hubertushof ist allerdings geschlossen, das weißt du, oder?« Ich schüttele den Kopf und antworte nicht, da mein Mund voll ist. »Oder willst du erst in der Stadt Herberge machen?« Ich schlucke den Schokosahneklumpen herunter: »Ja, eigentlich wollte ich es bis dahin schaffen.« Bernhard mustert mich und legt den Kopf schief. »Ganz ehrlich? Du siehst nicht so aus, als ob du die Distanz heute noch bewältigen kannst.« Ich verziehe das Gesicht. Meine Füße glühen. Bernhard wechselt einen kurzen Blick mit seiner Frau. Sie nickt. Er sagt: »Willst du bei uns übernachten? Wir haben ein Gästezimmer.«

»Das ist nicht nötig«, sage ich und denke mir: Ja, bitte!

»Wir sind Anhänger von dem, was du tust«, sagt Angelika. »Welcher junge Mensch begibt sich heute schon noch auf eine Reise zu Gott?« Ich runzele die Stirn und winke ab: »Na ja, ganz so dramatisch muss man es auch nicht ausdrücken.« Sie ignoriert es: »Menschen wie du begreifen, worauf es im Leben ankommt. Sich freizumachen von allen egoistischen Bedürfnissen und sein

Leben wieder vollständig in die Hände des Herrn zu legen.« Was soll das? Haben die das neue Programm der *Türkisen* gelesen? »Ich habe meine Verbindung zu Gott vor zwei Jahren fast verloren«, erzählt Angelika nun ungefragt und ein rätselhafter harter Krümel bleibt mir im Zahn stecken. »Damals hatte meine Schwester Karin einen schlimmen Unfall. Ein angetrunkenener Fahrer streifte ihren Wagen auf einer einsamen Landstraße um zwei Uhr nachts. Sie kam von der Straße ab und prallte gegen einen Baum. Der Besoffene fuhr einfach weiter. Zwei Stunden saß sie eingeklemmt im Wagen, bevor sie überhaupt jemand entdeckte.« Warum erzählt sie mir das? Der harte Krümel drückt auf einen Nerv. Der Kuchen verwandelt sich in meinem Hals in die Steine. Angelika schluchzt und bekommt Tränen in die Augen, ihr Mann legt ihr die Hand auf den Unterarm.

»Karin«, sagt sie, »war zwei Stunden dort draußen allein. Allein mit sich und den Schmerzen und der Angst. Sie starb noch im Rettungshubschrauber.« Angelikas Stimme bricht, aber sie fängt sich und strahlt mich unversehens mit einer Art euphorischer Traurigkeit an. Was soll das? Dieser salbungsvolle Blick? Ich sollte betroffen sein und mit ihr mitfühlen, aber dieser Blick macht mich sauer. Sie sagt: »Danach wollte ich nichts mehr sehen und hören. Ich fuhr allein in die Hütte meines Onkels Wilhelm im Altvatergebirge und igelte mich dort ein. Täglich verfluchte ich den Himmel und stellte ihm die Frage: Warum ist Karin tot und ihr Mörder noch lebendig? So nannte ich ihn. Er wurde bis heute nicht gefasst. Ich bestand nur noch aus Zorn und Bitterkeit. Es waren unaussprechliche Tage. Irgendwann aber, da stand es vor mir. Da wusste ich es. Karin ist in diesen letzten Stunden nicht allein gewesen. Niemand ist allein in Angst und Not. Gott war bei ihr. Und sie würde diesem Menschen verzeihen. Sie würde ihm verzeihen, weil nur die Liebe Leben gibt und der Hass den Hassenden vernichtet. Gott ist immer bei uns. Das ist die Botschaft.

Aber wem sage ich das?« Sie sieht mich an, als hätten wir irgend-
etwas gemeinsam. Aber da schneidet sie sich. Ich dresche die
Gabel so heftig auf den Teller, dass das gute Porzellan bricht und
springe auf. Der Stuhl fällt auf die Lehne. »Gott ist immer bei
uns?«, stoße ich aus und in mir kämpfen die Bilder um Auslass.
Sie rütteln an den Steinen, doch meine Wut hält sie zurück. »Ha-
ben Sie noch alle Tassen im Schrank? Sind Sie krank im Kopf?
Fühlen Sie sich jetzt auch noch gut und gütig, weil Sie dem Mör-
der verziehen haben?« Angelika bekommt Wasser in den Augen.
Bernhard hebt die Hände.

»Wissen Sie, was ich gesund fände? Ich fände es gesund, diesen
Mann bis ans Ende der Welt zu jagen und nicht aufzuhören, ehe
seine Existenz auf diesem Planeten beendet ist. Das wäre gesund!
Wissen Sie, was Gott mich mal kann?« Bernhard sagt: »Aber jun-
ger Mann.«

»Junger Mann am Arsch!«, spucke ich denen über die Tafel, die
mir Bett und Dusche anboten. »Wie kommt ihr eigentlich alle
darauf, meinen Blog als Gottesdienst zu deuten, bloß weil ich im
Spaß erwähnt habe, der Borkenkäfer könne mein Uropa sein?
Was kann ich denn dafür, dass diese Tussi von den *Türkisen* mir
die Worte im Mund rundreht? Scheiße!«

»Was denn für ein Blog?«, jammert Angelika. Ich hebe ihr Han-
dy vom Tisch und knalle es wieder hin: »Na, mein Blog! Mein
Experiment! Sie haben doch hier auf dem Ding die Ortungssoft-
ware drauf!«

»Was haben wir?«

»Wovon reden Sie bloß?«

»Ja, wovon reden *Sie* denn?«

»Von Ihrer Pilgerreise, verflucht!«, blafft Bernhard zurück und
wirkt dabei mit seinen sich rötenden Augen gar nicht mehr so
fromm.

»Pilgern?«, frage ich.

»Ja. Sie sind hier auf einem Abschnitt des Jakobswegs, junger Mann!«

Ich schaue zur Straße. Moos in den Ritzen, schmierige Bushaltestellen und Stromkästen mit Aufklebern von Fußball-Ultras. Das soll ein heiliger Weg sein? Beschließt das einfach irgendjemand und schon ist der Stromkasten gesegnet? Ich erinnere mich daran, heute Morgen ein kleines Schild mit einer Muschel gesehen zu haben. Der Laternenmast mit den Heckenrosen. Das war kurz vor dem Teich und meiner Halluzination. »Ich pilgere nicht«, sage ich und schultere meinen Rucksack wie ein Vietnam-Veteran, der bei Pazifisten nichts verloren hat. »Und ich bin schon gar nicht auf irgendeinem Scheißweg zu Gott!« Jetzt steht mir das Wasser in den Augen. Es hat die Steine im Hals umspült. Mein Weg aus dem Garten gleicht einer Flucht.

Ich wende mich nach rechts und stampfe die Straße hinab. Unter einem Vordach steht ein junger Mann und lächelt hämisch, als würde er mich erkennen. Ich kann nicht mehr. Ich will mich nicht noch acht Kilometer durch diese Hitze schleppen. Da vorne ist die Bushaltestelle. Ich lese das Schild. In fünf Minuten kommt eine Linie in die Stadt. Nur sechs Stationen, dann wäre ich da. Ich habe viel geleistet. Mehr als die Leute vor den Bildschirmen. Was wäre so schlimm daran, einmal den Bus zu nehmen? Der junge Mann hat das Vordach verlassen und schlendert auffällig langsam an der Haltestelle vorbei. Beobachtet er mich? Ist das einer der heimlichen Verfolger, die ich mir selbst mit dem Telefon-ortungsservice verschafft habe? Würde er sofort sein Telefon zücken, wenn ich einsteige und es herauszwitschern ins ganze Land? Ich lese den Plan. Der nächste Bus geht in fünfundzwanzig Minuten. In fünfhundert Metern sehe ich das blau erleuchtete Schild einer Tankstelle auf der anderen Straßenseite. Ich verlasse die Bushaltestelle und gehe hinüber. Der junge Mann folgt mir nicht. Wäre ja auch zu auffällig. In der Spritbude lasse ich mir den

Schlüssel der Toilette geben. Er ist klein, hängt aber an einem Holzscheid, mit dem ich ein Feuer zwei Stunden lang am Flackern halten könnte. Das Klo ist kleiner als eine ausgehöhlte Litfasssäule. Ein Karibikposter hängt an der Wand. Seine Ränder wellen sich ausgebleichen nach oben. Ich stelle den Rucksack ab und hole trotz der Hitze meinen schwarzen Kapuzenpullover aus den Tiefen des Gepäcks. Meine Sonnenbrille ist bei dem Wetter weniger verdächtig. Ich ziehe beides an, gebe dem fragend glotzenden Tankstellenkassierer den Holzscheid mit Schlüssel zurück und schleiche zur Bushaltestelle. Ein junger Mann mit einem warmen schwarzen Pulli in der Hitze des Sommerabends, die Augen hinter verspiegeltem Glas. Der Beobachter ist nicht mehr zu sehen. Ich hocke mich in die Haltestelle und warte. Bis der Bus kommt, frage ich mich insgesamt dreiundzwanzig Mal, ob ich das tun sollte. Beim vierundzwanzigsten Mal steige ich ein.

Als sich der Bus der fünften von sechs Stationen nähert, klopft mir jemand auf die Schulter. Der Typ hat fettige Haare und sein Oberlippenbart wächst ihm in den Mund. »Steig aus«, flüstert er und zeigt mit dreckigen Fingernägeln aus dem Fenster in Richtung eines Mannes, der an der Haltestelle wartet. Wir sind in einem Viertel, in dem ich üblicherweise nicht aussteigen würde. »Der ist Zivilkontrolleur«, knarrt der Fusselbart. Er hält mich für einen der seinen, einen schmierlappigen Schwarzfahrer. Ich stehe auf und steige mit ihm aus. Der angebliche Zivilkontrolleur betritt den Bus. Als dieser losfährt, stellt er sich fordernd vor den ersten Fahrgast und zeigt einen Ausweis vor. Ich drehe mich um, weil ich mich bedanken will, doch der Fusselbart ist verschwunden.

Da stehe ich nun also, mitten im einzigen »sozialen Brennpunkt« unserer kleinen Stadt. Eine Kapuze auf dem Kopf, die Augen verspiegelt, einen kalbsgroßen Rucksack auf den Schul-

tern. Bis zum Zentrum sind es noch zwei Kilometer, aber meine Muskeln fühlen sich an, als schafften sie keine zweihundert Meter mehr. Ich stehe unschlüssig zwischen den Häusern, dreizehnstöckigen Blöcken mit einem Vorplatz voller Betonkübeln, in denen leere Bierdosen in die Stiefmütterchen gesteckt werden. Ein paar Typen nähern sich mir langsam wie Zombies in einem Videospiel. Der einzige Unterschied ist, dass sie mit den Armen schlackern, statt sie gerade vor sich zu halten. Und dass sie im Schritt wippen, als müssten sie bei jedem Meter mindestens einmal mit dem Hosenboden den Asphalt berühren.

»Guck mal da, der Homo mit dem Silberblick!«

»Sieht nach 'nem Opferfest aus.« Mein Herz klopft. So eine Art von Survival beherrsche ich nicht. »Na, was ist, Sonnenbrillenschwuchtel? Was machst du hier?«

Ich hebe die Hände.

»Was? Was willst du, hä? Faust ins Gesicht, bis der Kiefer bricht?« Sie lachen hämisch, alle vier, sie sind wie ein Wesen mit vier höhnischen Köpfen. Gewaltköpfe. Ein wackelndes, lallendes Vierkopfmonster in einer riesigen Hose. »Bist du taubstumm, oder was? Wir wollen wissen, was du hier machst, du Krüppel.«

»Ich bin nur auf dem Durchgang«, stottere ich und das Vierkopfmonster lacht. »Was sagst du, Spast? Du hast Durchfall? Scheiß bloß nicht unser Viertel voll!«

»Was? Der scheidet auf unser Viertel?«

»Ja, hat er eben gesagt, der Lutscher. Er hat gesagt, er scheidet auf unser Viertel!«

»Den mache ich alle, Mann. Den schlitze ich.«

Ich beobachte das Vierkopfmonster, als hätte ich nichts damit zu tun. Ich bin so müde, so unendlich müde. Gleichzeitig frage ich mich, ob das jetzt das Ende ist.

»Der gehört zu mir!«, sagt eine junge, aber entschlossene Stimme. Das Klimpern von Altglas und das Scheppern von Weißblech

begleiten sie. Es ist Mirko.

»Zu dir?«, fragt das Vierkopfmmonster. »Den habe ich hier noch nie gesehen.«

»Ist neu«, antwortet Mirko. »Aus dem 99er-Turm.« Ich schaue in die Richtung, in die Mirko zeigt. Eine große 99 ist an dem Hochhaus abgebildet. »Lasst ihn. Der hat genug Scheiße an der Backe.« Das Vierkopfmmonster brummt. »Aber nur wegen neulich, Zecke«, sagt der Hauptkopf. Er wippt mit den anderen dreien davon. Ich atme aus. Mirko sagt: »Bist du bescheuert? Was machst du hier?«

»Was machst du hier?«, stelle ich die Gegenfrage. »Und wieso haben die Angst vor dir?«

»Die haben keine Angst vor mir. Ich habe dem einen neulich einen Gefallen getan, das ist alles. Das ist unser Viertel. Die riechen einen Fremden wie bissige Hunde.«

»Du sammelst hier?« Ich zeige auf die Tüte. Er nickt.

Ich sage: »Ich musste früher aus dem Bus raus als geplant. Kam ein Kontrolleur.«

»Dein Vater ist voll der Gartengigant und du kannst dir kein Busticket leisten?«

»Darf ich doch nicht!«

»Wie? Darfst du nicht?«

»Ja, die Regeln und so.«

»Was für Regeln?«

Ich vergaß. Mirko ist obdachlos. Er lebt vom Leergut. Er weiß wahrscheinlich nichts von meinem Blog. Ich erkläre ihm in kurzen Worten, was sich getan hat, seit wir uns das letzte Mal sahen und er mich auf seinen Sammelstreifzug mitnahm. Er hört es sich an. Ruhig, aufmerksam, geduldig. Dann schweigt er. Eine Minute. Zwei Minuten. Er sieht mich nur an wie Agent Gibbs, wenn er im Verhörraum Verdächtige mürbe macht, indem er schlichtweg nichts sagt.

»Was ist?«, frage ich und schalte Mirko dadurch ein wie eine Pumpe mit Überdruck. Er stellt seine Leerguttasche ab und brüllt mich an: »Du spielst den Obdachlosen? Für hundert Tage? Und lässt dich feiern? Du wanderst gerade zum Radio in eine Talkshow?«

Ich schlucke.

Er macht weiter: »Weißt du, wie es ist, wirklich auf der Straße zu sitzen? Bist du schon mal in einem Sozialbunker gewesen? Mit den verpissten Klos und den Etagenbetten, wo dir ganz oben zwischen Matratze und Decke noch dreißig Zentimeter bleiben und unter dir liegt der Scheißjunkie und drischt sich die dreckige Spritze rein?« So habe ich das noch nie betrachtet. Es klingt schlimmer als Somalia. Näher. Mirko geht auf der Stelle auf und ab und schüttelt den Kopf. »Verfickte Scheiße! Du hast einen Vater und eine Wohnung und ein Gewächshaus und dann machst du so was!« Ich lasse die Schultern sinken und sehe den jungen Punk an wie ein schuldiger kleiner Junge seinen tobenden Papa in einer amerikanischen Familienkomödie. »Tut mir leid«, sage ich. Meine Stimme klingt wie ein blaues, winziges Stofftier. Mirko sieht mich wieder zwanzig Sekunden lang still wie Gibbs an. Dann zwingt sich ein Lächeln in sein Gesicht. Es stört ihn, aber er kann es nicht ändern. Er sieht an mir auf und ab. »Du stinkst«, sagt er.

»Ich weiß«, flüstere ich stofftierweich.

»Wo pennst du heute Nacht?«

»Keine Ahnung«, wispere ich, nur noch so leise wie ein schwebender Fellfusel.

Mirko seufzt. »Komm mit!«, sagt er.